



I AM TRAIN



so far so good
so weit so gut

Polen Fundacja Krzyzowa
5.–13.05.2004

Ungarn DINAMO / TRAF0 Budapest
1.06.–24.06.2004

Rumänien Sibiu / Herrmannstadt
2.07.–18.7. 2004

Türkei Oda Projesi / Istanbul
26.07.–19.08.2004

Iran Paradise Intern. Artists Center/ Teheran
22.08.–14.09.2004

Pakistan Kalash Valley / Hindukush
24.09.–04.10.2004

Indien Max Mueller Bhavan / Bombay
10.2004

Neuseeland Queen's Road / Auckland
4.12.–18.12. 2004

Australien Sydney and Melbourne
24.01.–19.02.2005

Australien Raintree Park / Darwin
07.03.–16.03.2005

Indonesien Taring Padi / Yogyakarta
22.03.–6.04.2005

Singapur art space p10
13.04.–17.04. 2005

Malaysien Rimbun Dahan / Kuala Lumpur
20.–29.04.2005

Vietnam Ryllega Gallery / Hanoi
4.07.–25.07.2005

Deutschland Kunsthaus / Dresden
11.12.–19.02.2006

Deutschland bautzner69 / Dresden
20.05.–15.07.2006



So far so good entstand aus der Lust am Reisen und Unterwegssein. Ich entschied mich, mein Atelier aufzugeben, um mich auf den Weg zu machen. Was vor mir stand, war das Leben als kontemporäre Nomadin. Ich wusste, dass ich unterwegs ohne ein Zuhause eine Art Raum bräuchte, der persönlich und zugleich privat so etwas wie mitgenommene Heimat sein könnte.

So habe ich einen mobilen Raum, ein Zelt, geschaffen, das es ermöglicht, an verschiedenen, wechselnden Orten präsent zu werden. Ein Zelt, das in seiner Form geschlossen und transparent zugleich ist. Die Zeltkonstruktion ist aus weißer Fallschirmseide genäht, so dass die Zeltwände eine Art visuelles Tagebuch bilden, indem sie von mir und anderen fortlaufend bestickt werden.



Das Sticken ist dabei für mich eine Handlungsform, mit der ich ohne Sprache mit Fremden kommunizieren kann. Die entstehenden Stickerien überlagern sich auf dem transparenten Stoff und ergeben ein Netz aus Assoziationen ähnlich dem neuronalen Verarbeiten von Eindrücken und Erlebnissen während des Reisens. Das Zelt ist seit Jahrhunderten die einfachste Form einer Unterkunft oder eines Hauses. Es ist mobil, das heißt, es kann an unterschiedlichsten Orten immer wieder auf- und abgebaut werden, und so jederzeit einen Ort schaffen, in dem Begegnungen möglich werden. Das Projekt beruht auf der direkten Nutzung und Umwandlung von öffentlichem Raum. Der Straßenrand wird zum Mittelpunkt. Dieser sonst nicht beachtete Raum wird durch das Zelt zeitweise in einen Aktionsraum transformiert. Es entsteht eine Situation der Begegnung, des Austauschs und der Vermischung von Kulturen. Die Aktionen im Zelt involvieren die Menschen direkt in eine Handlung oder verunsichern ihre tägliche Routine, indem sie ein Thema aufwerfen, und damit das Bewusstsein für bestimmte gesellschaftliche Fragen wecken. Was mit dem Zelt in den einzelnen Ländern passiert, entwickelt sich aus meiner selbsterlebten Erfahrung und aus dem engen persönlichen Kontakt mit der jeweiligen Bevölkerung. Das Arbeiten in wechselnden Kulturen und Sprachen heißt, sich auf das Fremde einzulassen. Dabei gilt es auszuhalten,



dass man selbst ein Fremder bleibt und doch immer wieder vertraut wird. Wandernd wie ein Nomade suche ich mit Hilfe des Zeltes unterwegs in 13 verschiedenen Ländern zwischen Abfahren und Ankommen Antworten zu finden. Im Projekt thematisiere ich das Unterwegssein an sich und werfe die Frage der Zugehörigkeit und Identität auf. Ich untersuche die Frage der Identität in einem transnationalen Kontext. Die wachsende Mobilität der Menschen hat sogenannte transnationale Räume oder Zonen geschaffen, welche die Erfahrung der eigenen Herkunft verändern. Wir können nicht länger von einem Containermmodell nationaler Kulturen oder von Kulturen als Eigentum einzelner Gruppen ausgehen. In jedem Land erweitert sich das Projekt um eine neue Perspektive, indem das Zelt in Zusammenarbeit mit dort ansässigen Künstlern durch neue Stickerien verändert und für andere Aktionen genutzt wird. Im Projektverlauf entsteht eine kommunikative Dynamik, durch die ein Netz sozialer Beziehungen aufgebaut wird. Diese prozesshafte Arbeitsweise mit multipler, wechselnder Autorenschaft ist konstituierender Faktor des Projektes. *So far so good* heißt, im Arbeitsprozess offen für die Erfahrung der fremden Kultur zu bleiben und dieses Spannungsfeld der kulturellen Wahrnehmungen und Übertragungen mit den jeweiligen einheimischen Künstlern umzusetzen.



Krzyzowa. Polen

Der Raps blüht und Dresden scheint Welten entfernt. Ich sitze in Krzyzowa auf der herrschaftlichen Veranda eines alten Berghauses und blicke in das Gelb der umliegenden Felder. Das Haus liegt etwas erhöht und abseits des Dorfes. Dieser Ort hat eine lange Geschichte. Hier war von 1940 bis 1943 der Kreisauer Kreis aktiv, eine liberale Widerstandsgruppe, deren führende Mitglieder nach dem Attentat auf Hitler 1944 hingerichtet wurden. Wie Szenen eines alten Stummfilms gehen mir Schwarz-Weiß-Fotos durch den Kopf, in denen die Moltkes, denen das Anwesen gehörte, an eben diesem Platz sitzen. Das Gelb ist krasser als schwarz-weiß: Heute heißt Kreisau Krzyzowa und das Anwesen ist eine internationale Gedenk- und Begegnungsstätte. Begegnet bin ich hier schon vielen. Rafu, der polnische Koordinator der Begegnungsstätte und ein „Mann für alle Fälle“ hat mir eine alte deutsche Nähmaschine einer Dorfbewohnerin organisiert. Verstaubt riecht das Gerät nach längst vergangenen Tagen, rattert aber friedlich über die weiße Zeltseide. Meterlange Stoffbahnen ziehen sich über den Flur. Fast ununterbrochen nähe ich und weiß

manchmal selbst nicht mehr, wo ich bin. Heide Hinrichs, eine Dresdner Künstlerkollegin, die mich hierher eingeladen hat, hilft mir, die Zeltbahnen zu ordnen. Die Konstruktion des Zeltgestänges stellt sich als schwierig heraus. Mit Hilfe eines Blumenladens und des Anglerclubs in Swidnice finden wir nach einigen Tagen jedoch Materialien, um ein Gestänge zu entwerfen. Bambus mit Aluminiumverbindungen und Anglerersatzteile bringen die Konstruktion zum Stehen und das Zelt wird ein erstes Mal komplett aufgebaut. Genauso wie ich es mir vorgestellt hatte: groß aber nicht riesig, stabil und trotzdem fragil. Ich lade die Stipendiaten und Mitarbeiter zur Eröffnung des Zeltes auf die Wiese vor dem Berghaus ein. Thomasz Sniezek, ein polnischer Historiker bringt eine Flasche Bisonwodka mit, die landesübliche Spezialität zu feierlichen Anlässen. „Das Gras in der Flasche steht für die Qualität des Wodkas“, sagt Thomasz und schenkt allen ein. „So soll es auch mit deinem Projekt sein!“ Und wie es im Osten so üblich ist, werden die Gläser erhoben und kräftig geprositet. Annemarie Franke, die Leiterin der Gedenkstätte, fragt, wo es als nächstes hingehet und ob ich genau wisse, was mit dem Zelt in den verschiedenen Ländern passieren wird. „Wenn ich das genau wüsste, müsste ich nicht losgehen. Ich will mich von der eigenen Arbeit ja noch überraschen lassen“, sage ich. Sie lacht und bittet mich, von unterwegs immer mal Neuigkeiten zu berichten, denn „schließlich haben wir das Projekt ja mit aus der Taufe gehoben.“

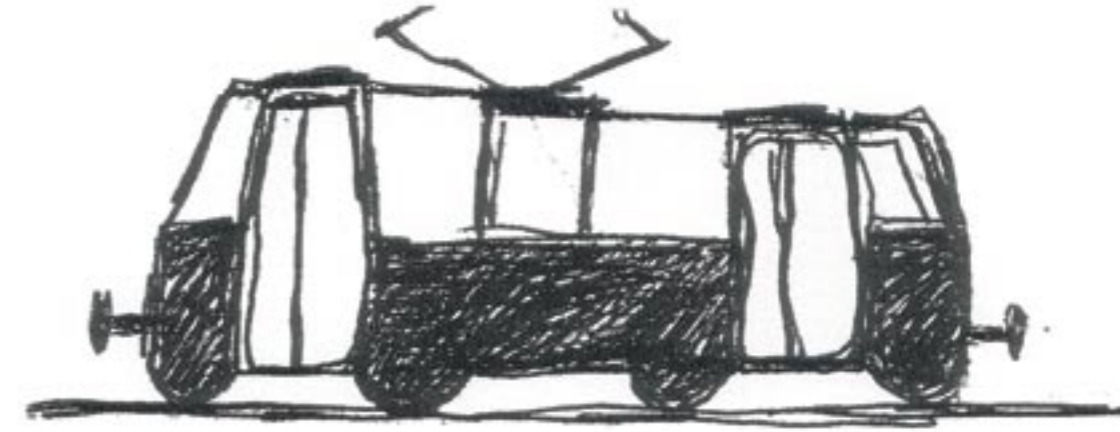
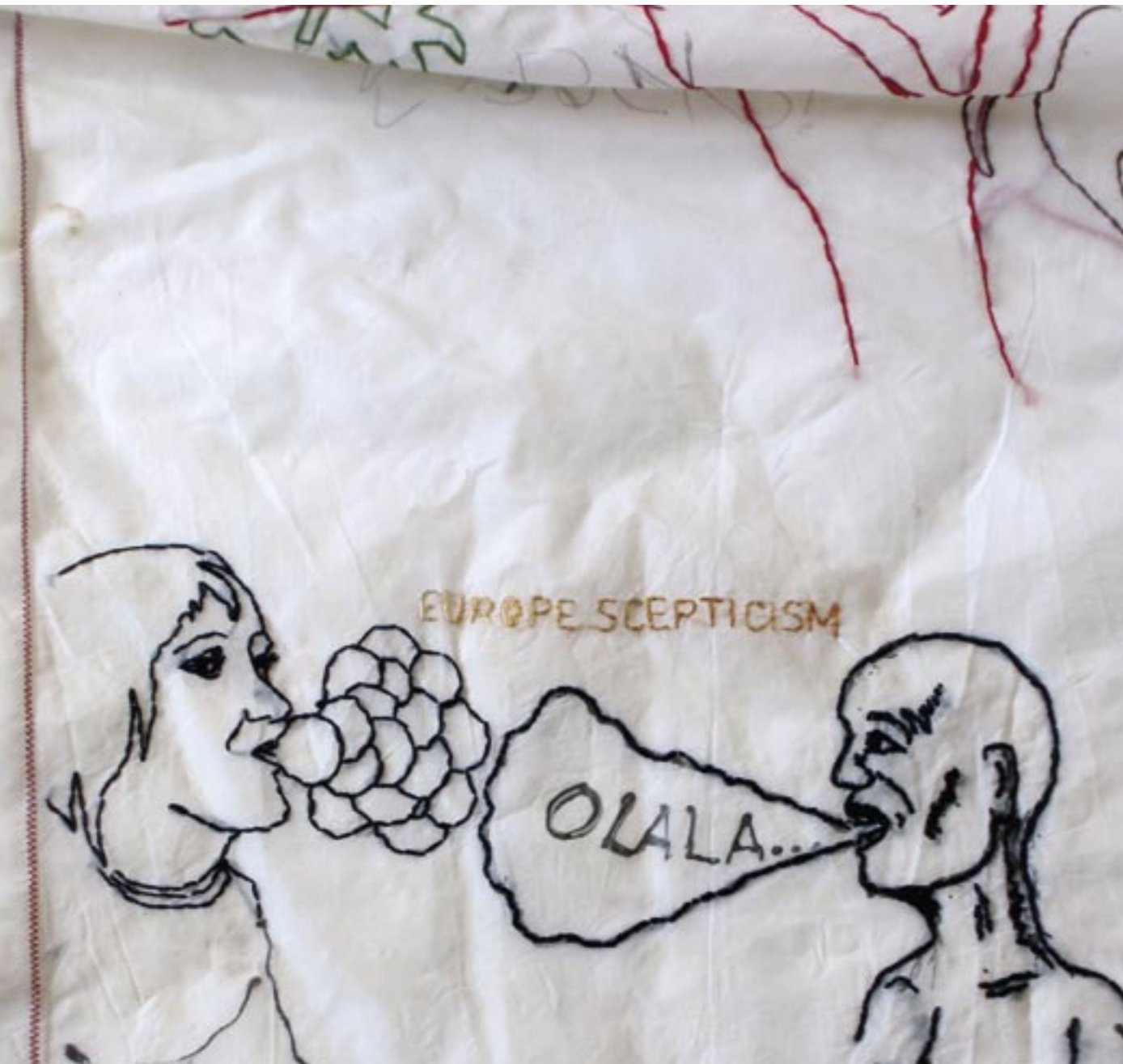


Budapest. Ungarn



In Budapest lerne ich bei einer Ausstellungseröffnung Hajni Somogyi kennen, die mich fragt, was ich hier mache. Ich erzähle ihr von meinem Zelt und den Stickereien, die ich angefangen habe und sie lädt mich ein, das Zelt im Dinamo aufzuschlagen. Dinamo ist ein Off Art Space des Trafo-Kunsthause im neunten Distrikt der Stadt, dem alternativen Studentenquartier. Die Kuratorin Hajni und die Künstlerin Katarina Sevic haben die ehemalige Autowerkstatt im Hinterhof des Kunsthause besetzt und in einen Projektraum für junge Kunst verwandelt. Hajni klagt, dass es zu wenig solcher alternativen Orte in Budapest gebe, die einheimischen Künstler die Möglichkeiten aber auch nicht ausschöpfen. Es riecht nach Öl im Raum als ich das Zelt am nächsten Tag aufstelle. Neugierig kommen die Nachbarn. Ein Budapester DJ, der sich zusammen mit einer amerikanischen Journalistin im Nebenraum ein Garagenloft eingerichtet hat, lädt uns zum ersten Kaffee ein. Von beiden ausgefragt und inspiriert, entschließen mein Mann und ich uns kurzerhand auch, im Dinamo zu wohnen. Das Zelt in der Garage wird mein Zuhause. Drei Wochen lang sticke ich tagsüber und treffe abends Künstler und Bekannte unserer beider Nachbarn, die ich über die Stadt und die Möglichkeiten der Kunst hier ausfrage.

Mit hints, einer Gruppe aus fünf Künstlern und Soziologen, die ihre künstlerische Arbeit als spontane Intervention im öffentlichen Raum verstehen, verbindet mich vor allem das Sticken.



Mónika Bálint und Eszter Ágnes Szabó haben ein ganzes Jahr lang jeden Sonntag in einem Café an einem politischen Tisch Tuch gestickt. Meine Idee, das Zelt in Budapest als temporäres Café aufzuschlagen, entwickeln wir gemeinsam weiter. Als Ort steht sofort der Moskva Ter zur Diskussion, ein Verkehrsknotenpunkt am Rande der Innenstadt, der seit einigen Jahren

sozialer Brennpunkt der Stadt ist. Uns ist klar, dass wir ohne Genehmigung der Stadt den Platz illegal besetzen. Dieses Risiko gehen wir ein und sehen die Spontaneität der Aktion als Chance. Das Temporäre im öffentlichen Raum besteht, solange es akzeptiert und geduldet wird. Vier Tage später treffen wir uns und bauen das Zelt als Straßencafé mit Campingkocher und Kaffeetassen auf. Stühle gibt es nicht. Auf dem weitläufigen Platz mit typisch sozialistischer Architektur sitzen vor allem Schwarzarbeiter, die auf tageweise Aufträge warten. Andere Berufstätige rennen hektisch hin und her, um von einer Straßenbahn in die andere oder in die U-Bahn umzusteigen. Schüler sitzen an den Blumenrabatten und lassen das Treiben an sich vorbeiziehen. Arbeitslose und einige Bettler drehen ihre Runden. Wir werden beobachtet. Die ersten Leute kommen, schauen und fragen, was das Zelt bedeute. Einige vermuten, es handle sich um eine Werbeaktion. Mónika und Anniko erklären, dass das Zeltcafé hier stehe,



Meghívó a

>so far so good- soweit so gut<

Presentation to the opening and presentation of the project

so far so good

>so far so good- soweit so gut<

at DINAMO/ 1094 BUDAPEST/ TÜZOLTÓ UTCA 22

so weit so gut.

c. project megnyitójára és prezentációjára

a DINAMOba/1094 BUDAPEST/ TÜZOLTÓ UTCA 22.

Szerda, 2004. június 9. 17:00/ bevezető 17:30/ német

um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Das verwundert. Mir werden die Gespräche lückenhaft übersetzt, den Rest versuche ich mit Englisch zu füllen. Nach einer Stunde tauchen zwei Polizeibeamte auf, die uns ausfragen. Ohne Genehmigung sei dieses Café illegal und für den Kaffeeausschank bräuchten wir eine Gewerbeanmeldung. Wir erläutern den Beamten, dass der Kaffee kostenfrei ist und wir die Aktion mit dem Zelt temporär, also nur an diesem Tag machen. Es entwickelt sich eine angespannte Diskussion über die Nutzung und Rechte im öffentlichen Raum: Wem gehört der Platz, auf dem wir hier stehen und wer darf ihn nutzen? Schließlich laden wir die beiden Polizisten selbst zum Kaffee ein. Sie lehnen ab mit der Begründung, dass sie von den Überwachungskameras am Platz gefilmt würden, und geben uns eine einstündige Frist, den Platz wieder zu räumen. Genau so lange dauert die Aktion – das Zeltcafé steht, bis es geräumt werden muss. Das temporäre Café hatte für einen Nachmittag Bestand.





In Rumänien sind wir zu Gast bei Monika Brandsch, einer Siebenbürger Sächsin, die nach ihrem Studium in Dresden jetzt wieder in ihrer Heimat lebt. Das Zelt steht zum ersten Mal in einem Wohnraum, in Monikas Einraumwohnung. Eine alte Nachbarin kommt neugierig um die Ecke des Balkons und spricht uns auf deutsch an. Monika leitet hier ein Haus für Straßenkinder. Keine einfache Aufgabe, denke ich, aber es hat auch seine witzigen Seiten, denn wir werden in der Stadt von den bettelnden Kindern mit einem verschwörerisch





bekanntem Lächeln umgangen. In einem Straßencafé lassen neben uns am Tisch zwei Gäste ihre halbleeren Teller stehen. Kurz darauf sind sie leer gegessen von der uns bekannten Bande bettelnder Kinder. Wieder ein Lächeln. Es geht um Essen. Vielleicht lädt uns Monika deshalb ein, ein altes Familienrezept für ein Essen im Zelt zu kochen: Coltinasi. Diese mit Fleisch gefüllten Teigtaschen werden mit Sahne und Salz serviert. Dieses Gericht stamme eigentlich aus Moldavien und sei von ihrer Großmutter in die Familie gebracht worden, erzählt Monika, während sie den Teig ausrollt. Seitdem sei es von Generation zu Generation weitergereicht worden. Auch in Deutschland hat sie dieses Rezept immer wieder gekocht. Ich frage weiter: Was sind die deutschen Einflüsse in Siebenbürgen? Warum fühlt sich Monika Brandsch deutsch, obwohl sie in Rumänien geboren wurde und einen rumänischen Pass besitzt?



Offensichtlich entscheidet nicht das Herkunftsland oder der Aufenthaltsort über die kulturelle Identität einer Person.

Mittlerweile sitzen wir im Zelt und essen. Es schmeckt süß-sauer. In der Diskussion bleiben wir bei Herders Kulturbegriff stecken, der 1780 Kultur als ein abgeschlossenes System beschrieben hatte. Kulturelle Identität entsteht demnach aus einer Konzentration auf das Eigene und einer Abwehr alles Fremden. So kommen wir nicht weiter. Monika erlebt ihre Kultur als einen Pool unterschiedlichster nationaler und geografischer Einflüsse, die sich konstant verändern und anpassen. Wie die Coltinasi, die an diesem Abend gekocht werden: ein ursprünglich moldavisches Gericht, Jahrzehnte lang von der rumänischen Mutter gekocht und nun von Monika mit deutschen Zutaten in Siebenbürgen zubereitet, um in diesem Zelt gegessen zu werden.

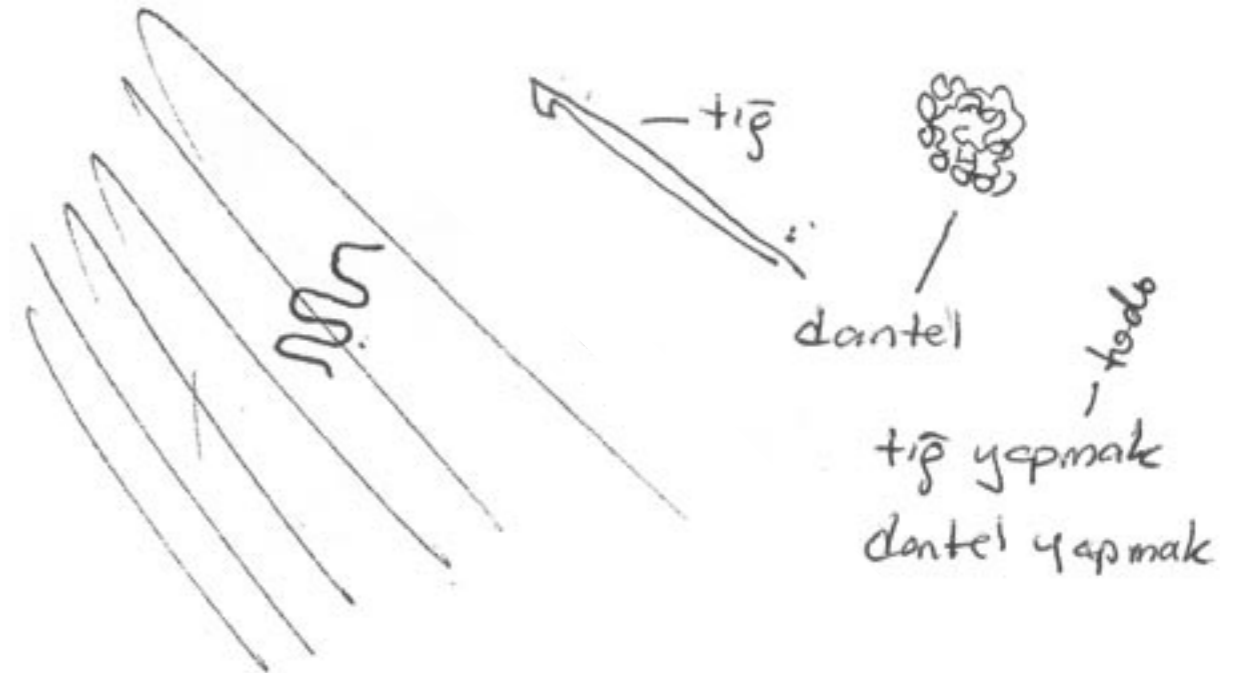


Istanbul. Türkiye



Gleich an meinem ersten Abend in Istanbul treffe ich Pelin Tan, eine Kunstwissenschaftlerin, die mich am Bahnhof in Galata abholt. Sie nimmt mich mit zu einer Ausstellungseröffnung der Künstlergruppe Oda Projesi. Dort, in einem scheinbar heruntergekommenen Innenhof, etwas abseits der trendigen Bars und Cafés der Istiklal-Hauptstrasse, leben noch viele Arbeitsmigranten aus Anatolien und Kurdistan. Viele andere Quartiere sind schon geräumt, saniert und an Firmen, Büros und Geschäfte vermietet. „Gentrification“ ist das Wort des ersten Abends,

die Aufwertung einer Gegend durch Renovierung und Zuzug von sozial besser Gestellten. Ich höre auch, dass „Oda Projesi“ Raumprojekt heißt und dass die Gruppe seit fast zehn Jahren ihren Raum für Projekte in Zusammenarbeit mit der ansässigen Nachbarschaft nutzt. Secil, die temperamentvolle Mitbegründerin der Gruppe, erzählt mir von den letzten Projekten, in denen mögliche, sanfte Sanierungskonzepte mit den Anwohnern diskutiert wurden. Viele der Nachbarn überlegten, ob sie ihre Wohnungen verkaufen und zurück aufs Land ziehen, sagt sie,



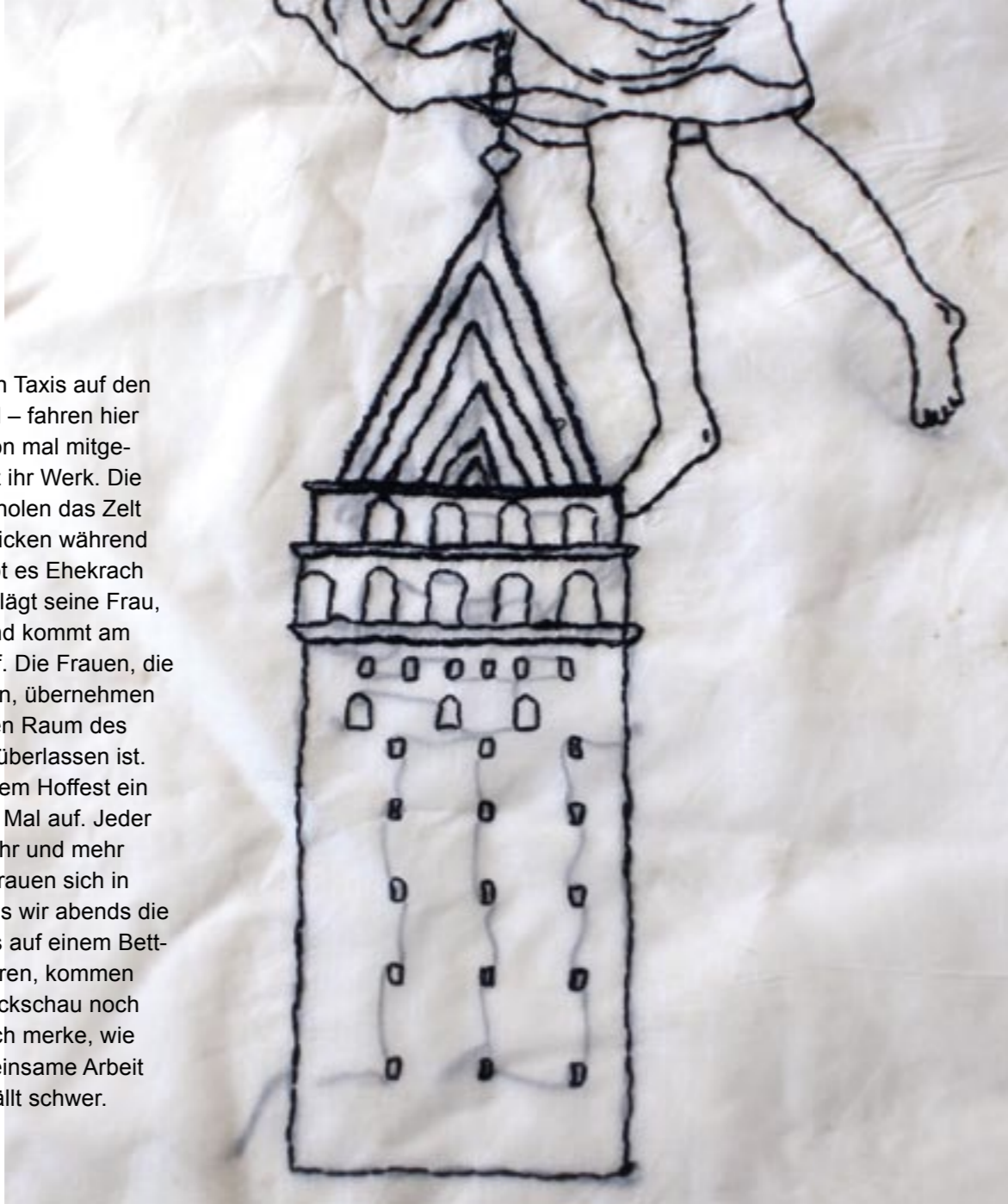


Wenn man länger bleibt,
will man nicht mehr gehen.

der wirtschaftliche Druck sei sehr hoch. Ich erzähle ihr von dem Zelt, an dem ich sticke, und begeistert sagt sie, dass die meisten Frauen der Nachbarschaft auch stricken und sticken. So entwerfen wir das Konzept für einen Stickerei-Workshop mit den Nachbarinnen. Einige Tage später sitze ich wieder im Innenhof und habe das Zelt auf dem Schoß, um zu sticken. Die erste Nachbarin guckt neugierig aus dem Fenster des dritten Stocks. „Was machst du da?“ übersetzt Günez, die zweite Frau der Künstlergruppe, für mich und lädt die Nachbarin ein, herunterzukommen, um es selbst zu sehen. Kurze Zeit später sitzen drei Nachbarinnen um mich herum und lassen den Stoff und die Stickereien durch ihre Hände gehen. Aufgeregt diskutieren sie, ich verstehe nur Bruchstücke, die Günez mir übersetzt. Zu schnell wird geredet und gestikuliert. Mit Gesten erkläre ich, wer ich bin und was ich vorhabe. Stickern können alle, neu ist für sie das Stickern nach eigenen Zeichnungen, denn es bringt diese alltägliche Praxis in einen erweiterten Zusammenhang. „Ich kann

doch nicht zeichnen“, sagt Sebil, eine Frau aus der Dachwohnung, und schlägt vor, den Eingang des Zeltes mit einer typischen Häkelei zu umranden. „Das bringt Glück“, lacht sie, „wir machen das bei unseren Kopftüchern auch“. Für eine Woche sticken wir gemeinsam im Hof. Thematisiert wird immer wieder die Zugehörigkeit. Wo kommst Du her, wo gehörst Du hin? Die meisten Familien sind aus weiter entlegenen Gebieten nach Istanbul gezogen, um Arbeit zu finden. Die Stadt Istanbul als Fremdheimat taucht in den Stickereien immer wieder auf. Der Rhythmus unserer Arbeit ist geprägt durch die sonst zu verrichtenden Haushaltsarbeiten: Putzen, Kinder versorgen und Abendessen für den Mann kochen. Einkaufen gehen die Kinder, die nach der Schule nichts zu tun haben. Sie spielen Schach und Versteck neben uns und wollen am dritten Tag auch etwas sticken. Ein kleines vierjähriges Mädchen fragt mich immer wieder, bis ich zusage und wir zusammen ihr Selbstportrait sticken. Stolz ist sie und lacht und ich weiß, dass ich sie unterschätzt habe.

Zwei achtjährige Jungen sticken Taxis auf den unteren Zeltrand. „Die sind cool – fahren hier überall rum. Wir sind auch schon mal mitgefahren“, kommentieren sie stolz ihr Werk. Die Frauen, die tagsüber arbeiten, holen das Zelt abends in ihre Wohnung und sticken während der Nacht. Bei einer Familie gibt es Ehekrach wegen des Zelts, der Mann schlägt seine Frau, sie setzt sich dennoch durch und kommt am nächsten Tag wieder in den Hof. Die Frauen, die sonst selten das Haus verlassen, übernehmen für diese Woche den öffentlichen Raum des Hofes, der sonst den Männern überlassen ist. Am letzten Tag laden wir zu einem Hoffest ein und bauen das Zelt zum ersten Mal auf. Jeder sucht seine Stickereien. Als mehr und mehr Künstler kommen, ziehen die Frauen sich in ihre Wohnungen zurück. Erst als wir abends die Filmaufnahmen des Workshops auf einem Bettlaken an die Hauswand projizieren, kommen sie wieder und sehen in der Rückschau noch einmal alles, was passiert ist. Ich merke, wie vertraut wir uns durch die gemeinsame Arbeit geworden sind. Der Abschied fällt schwer.



odaprajesi@hotmail.com
send text + picture ✓
FRIDAY - 5 pm in Platform
2. floor



Teheran. Iran

Die Freiheit des Irans liegt im Internet. Hier findet sich alles, was in der realen Wirklichkeit des Landes verboten ist. Auf virtuellem Wege verabrede ich mich auch mit Ahmad Nadalian, einem iranischen Bildhauer und Medienkünstler. Er lädt mich ein zu einem dreiwöchigen Projektaufenthalt im Paradise International Art Centre, das er selbst trotz Vorbehalten der Regierung vor einigen Jahren initiiert hat.

Der Busfahrer versteht meine Skizze und setzt mich in Polur, eine Fahrstunde außerhalb von Teheran, am Straßenrand ab. Ahmad kommt mit einem Jeep und bringt mich in sein Haus. Das International Art Center ist sein Zuhause, ein zweistöckiges Gebäude mit großem Garten. Die Internationalität liegt in mir, die angereist ist, um hier zu arbeiten. Ahmads Frau Tayebeh begrüßt mich herzlich und ich bin erstaunt, eine Frau ohne Kopftuch kennenzulernen. Beim Abendessen erzähle ich von den bisherigen Stationen des Zeltens und den Begegnungen. Ahmad weiß



sofort, was mit dem Zelt zu machen sei. Er erzählt von seiner Familie, die früher in den Bergen lebte. Deshalb habe er auch dieses Haus hier draußen gebaut, um den Wurzeln seiner Familie nahe zu sein und dem Smog und Verkehr Teherans zu entfliehen. Ich kann das nur zu gut nachvollziehen, denn in der riesigen, sich über mehrere Hügel und Täler erstreckenden Elfmillionenstadt verbringt man zwischen zwei Treffen mindestens eine Stunde im Auto. Durch Teheran fahren heißt im Stau stehen.



Das Land selbst hat viele Brüche
in der Kunst wollen die Menschen
den Klöns, das Ehabene, ...
sich ablenken, verpassen.
Ähnlich wie die Drogen zum Verpassen
da sind.





Bei genauerem Nachfragen stellt sich heraus, dass Teile seiner Familie, die Sangsari, immer noch nomadisch leben. Ich weiß, dass ich dort hin muss, um mit den Nomaden über mein Zelt zu sprechen. Ahmad macht es möglich und eine Woche später ziehen wir früh am morgen mit fünf Litern Trinkwasser und dem Zelt los. Tayebah, ihr Sohn Behzad und mein Mann kommen mit. Wir laufen für drei Stunden einen Trampelpfad entlang durch eine wüstenähnliche Landschaft. Zum Mittag kommen wir an und werden überrascht begrüßt. Keiner rechnete mit Besuch, in der Hitze herrscht Mittagsruhe. Ahmad kennen alle und haben ihn lange nicht gesehen. Er spricht Sangsari, den für die Region typischen Dialekt. Ich packe vorsichtig das Zelt aus und sofort helfen mir vier oder fünf Männer beim aufbauen. Neugierige, vorsichtige Blicke. Ahmed übersetzt. Tayebah und die anderen Frauen sind verschwunden. Erst später im Gespräch erfahre ich, dass es die Aufgabe des Mannes ist, das Zelt aufzubauen. Was denken sie darüber, dass ich als westliche Frau diese Aufgabe übernommen habe?

Immer mehr Männer der umliegenden Familien kommen vorbei, um das fremde Zelt zu begutachten. Als es fertig steht, kommen die Frauen zurück und servieren kalte Joghurtgetränke auf einem Silbertablett. Die Situation bringt die üblichen Rollen durcheinander: Gastgeber sind die Frauen, die jetzt aber in einem für sie fremden Raum, zu Gast in meinem Zelt, ihre Gäste bewirten. Mit neugierigen Blicken beobachten





DOMESTIC SPACE

Lebensweise. Während die Männer diskutieren, laden die Frauen mich in ihre Zelte ein. Das schwarze Tuch, das von außen so schwer und heiß erscheint, wirkt von innen geräumig und luftig – ganz wie in einer klimatisierten Loft. Die Männer kommen hinterher und in der ihnen vertrauten Umgebung wechseln wir die Perspektive. Jetzt frage ich und bekomme widersprüchliche Antworten. Die jungen Männer träumen von einem Leben in der Stadt, die ältere Generation steckt noch in den traditionellen Wurzeln. Ein hagerer älterer Mann mit großen Augen erzählt, dass er hier oben in den Bergen geboren wurde. Das Leben hier draußen sei hart, aber es wäre schon immer so gewesen. Sein siebzehnjähriger Sohn schaut währenddessen auf den Boden und zählt vielleicht die Teppichfransen. Das Basecap rutscht ihm dabei fast vom Kopf und er schweigt, wie es die Tradition von ihm verlangt. Ich stelle fest, dass ich die einzige Frau in der Runde bin und dazu auch noch die Fragen stelle. Verhake ich mich wieder in der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau? Ich bin in diesem Land ständig gefordert, das Netz aus traditionellen Rollenvorstellungen zu entwirren und für mich selbst zu definieren.

sie mich. Die Männer wollen wissen, warum ich als Nomadenfrau mit einem Zelt reise. Sie sehen es als Fortschritt und Luxus, die Hälfte des Jahres in Teheran sesshaft zu sein. Warum gibt jemand sein Zuhause freiwillig auf? Ich erzähle aus Deutschland und der wachsenden Mobilität unserer Generation. Es entwickelt sich eine Debatte um die Aktualität der nomadischen



Es ist ein geheimnisvolles Taxi-
mit zeltähnlichen markenähnlichen
Zeichen vertraue ich mich einem
Taxifahrer an, der mich eine
Stunde lang durch den sonnigen,
der überfüllten Stadt führt
und mich an einer Tür absetzt,
wobei mich ein unbekanntes Kind
ein englischsprechendes Mensch
zeigt und mich im Hauptzug nimmt.

Dabei geht mir immer wieder durch den Kopf,
dass Zelt im Persischen eine Doppelbedeutung
hat: Der Begriff Tschador bezieht sich auf eine
reale Zeltkonstruktion, andererseits aber auch
auf den Ganzkörperschleier, den Frauen in der
Öffentlichkeit tragen. Das Zelt als Lebensraum
ist damit im doppelten Sinne ein privater Schutz-
raum, der sich vom öffentlichen Raum abgrenzt
durch die Kleidungs Vorschriften.

DIE MENSCHEN
TRAGEN eine
MASKE.



Bombay. Indien

Während ich in einem Straßenrestaurant ein scharfes Curry löftele, werde ich in eine Diskussion um die aktuellen Parlamentswahlen Indiens verstrickt. Die italienisch-stämmige Sonia Ghandi konnte trotz des überragenden Wahlsiegs ihrer Kongresspartei nicht zur Premierministerin ernannt werden, weil sie nicht in Indien geboren wurde. „I never felt they look at me as a foreigner. Because I am not. I am Indian“, sagte sie selbst in einem Fernsehinterview. „If you are not born in India, you will never be one of us!“ schreit ein weißhaariger Inder in traditionellem Hemdkleid sein Gegenüber an. Sein Gesicht glänzt vor Aufregung, er fuchtelte mit den Händen und vergisst sein Essen, das vor ihm steht. Ich höre zu und ahne, dass er vom Karma spricht, dem schicksalhaften Glauben an eine Art individuelles Kausalgesetz. Wie kann man denn einheimisch werden, frage ich mich, schweige aber und lausche den Kontrahenten. Deren Diskussion endet in gegenseitigen

Vorwürfen. Das Gesicht des weißhaarigen Mannes geht mir tagelang nicht mehr aus dem Kopf, seine wütende Stimme klebt in meinem Ohr fest. Zwei Wochen später treffe ich Kausik Mukhopadhyay und Mohua Ray, beide Künstler, in der für mich völlig unübersichtlichen Riesenstadt Bombay. Wir sitzen bei abklingender Hitze in einem Café und kühlen uns am Bier. Dreißig Grad im Schatten, der Deckenventilator summt. Ich erzähle von dem alten Mann in meinem Ohr, und dass mich die Frage nationaler Identität nicht mehr loslässt. Wir diskutieren den Nationalpatriotismus in Indien und kommen auf Vergleiche zu Deutschland. Das Zelt kommt dazu und wir sind bei konkreten Plänen: Eine Wahl als demokratisches Instrument der Mehrheitsfindung scheint das richtige Mittel, um Antworten auf die Identitätsfrage zu finden. Nach dem zweiten Bier kommen bei Kausik Zweifel auf. „You are hitting the point with your question. But the action is quite political in the current situation“, sagt er, „We have to be careful!“. Eine offizielle Genehmigung von der Polizei für diese Aktion kann das Goetheinstitut für mich beantragen. Aber das dauere bis zu drei Monaten und koste regelmäßige Bestechungsgelder, so Rubaica, die Programmkoordinatorin, und ob wir die Genehmigung dann überhaupt bekommen, sei fraglich. Ich suche nach anderen Möglichkeiten. Kausik sagt mir eine Woche später die Unterstützung seiner Studenten an der Kunsthochschule zu und schlägt zwei verschiedene Standorte für die Wahl vor.





3.30 / 4 pm
 Shiwadje Park

"it's not our purpose"
 hockes & slum labours have an
 interest of their own." "They're not
 interested in others... and not in
 some Gandhi. They thought I wanted
 to paint and draw... classical.

Open Circle: "don't put it up on
 the sheet, because
 police will come and
 make trouble."
 Max Müller Bhawan: It will take a long
 time getting a
 permission and I don't
 know if we get it.

Wir entscheiden uns für einen Vormittag in der Woche, an dem viele Händler und Einkäufer die Straßen passieren. Zusammen mit den Studenten bauen wir das Zelt als Wahlkabine auf. Der Wahlbogen besteht aus 44 Antworten, die wir die Tage zuvor durch Umfragen ermittelt haben. Die Frage dreht sich nicht um den Erwerb der indischen Staatsbürgerschaft, sondern versucht, typische Verhaltens- und Umgangsformen zu ermitteln, die Inder als bestimmend für ihre Kultur empfinden. Im Kontrast zur Diskussion um die deutsche Leitkultur zielt die Aktion auf eine Umkehrung des Nord-Süd-Gefälles und geht von der Frage aus, wie ein Europäer sich der indischen Identität annähern kann.

Unser Wahlplakat lockt die ersten Interessenten an: Vote now! Seven ways to become an Indian. Eine Frau im grünen Sari auf dem Weg zum Einkaufen bleibt stehen, lächelt, steht und überlegt und wählt ihre sieben Antworten aus. Einige Männer in steifen, weißen Hemden streiten sich lautstark, wie man indische Kultur überhaupt bestimmen könne. Der Gemüsehändler, der erst skeptisch an der Ecke steht, wird zum Wahlhelfer und erklärt den Passanten, worum es bei dieser Wahl geht. Ein Student übersetzt den englischen Wahlbogen in Hindi und Marathi, die lokalen Sprachen, die die meisten besser verstehen. Zwischendurch kommt es zu einem richtigen Gedränge. Mehrere Leute stehen an, um ins Zelt zu gelangen, wollen wählen und werden ungeduldig. Ich bin überrascht. Bis zum Sonnenuntergang kommen die Menschen, dann wird es zu dunkel, um den Fragebogen zu lesen. Drei Wochen später stelle ich die Ergebnisse der Wahl nach einer geheimen Auszählung im Goethe-Institut Bombay vor. Insgesamt haben fast 100 Leute an der Wahl teilgenommen, jeder mit einer ganz persönlichen Auswahl seiner „7 ways to become an Indian“. Die meistgewählte Antwort ist „you have to love the country for what it is“ – auf deutsch so viel wie „Du musst das Land lieben, wie es ist“. 52 Leute wählten diese Antwort, während nur 20 angaben, dass man lange Zeit in Indien leben müsse, um zur Nation zu gehören. Eher traditionelle Werte, wie das Tragen bestimmter Kleidung oder das Respektieren der Familienhierarchie sind



>7 ways to become an Indian<

Please select only 7 answers out of the following:

How could a foreigner/ Non-Indian become a true Indian? He/she needs to:

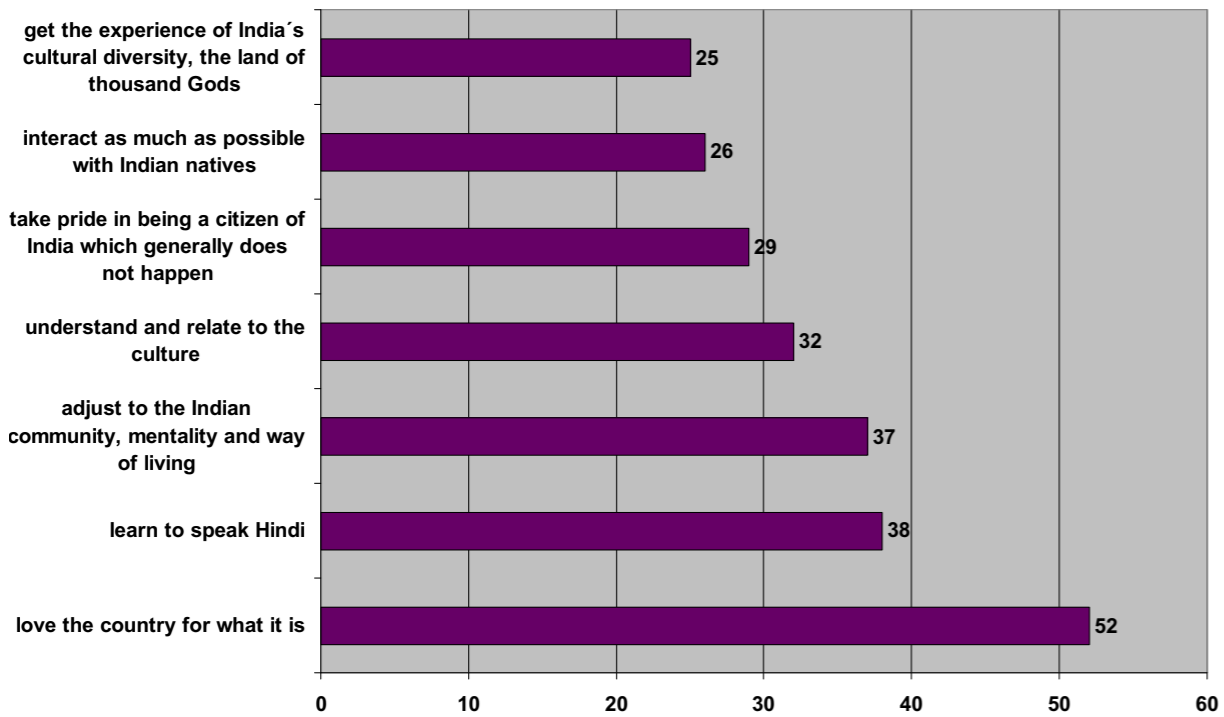
- learn to speak Hindi
- learn the local language from the area, like Marahastra or Gujarati
- visit India frequently
- live in India for a long time
- get married to an Indian, like Sonia Ghandi
- get the experience of India's cultural diversity, the land of thousand Gods
- mingle with the common people, i.e. visit the villages and rural areas
- become a well known personality
- adjust to the Indian community, mentality and way of living
- take pride in being a citizen of India which generally does not happen
- change skin colour from white to medium brown, not black
- convert to Hinduism
- interact as much as possible with Indian natives
- apply and achieve Indian citizenship
- adapt to the pros and cons of being in India
- love the country for what it is
- understand and relate to the culture
- cope living in a struggling third world country
- eat local Indian food / start eating on the pavements, food stalls
- learn about the Indian festivals and take part in them
- use the public transport system
- feel the pinch of the system
- march with the whole society
- loose yourself in the crowd of the city
- become patient with things, try again and again
- take the work very properly
- be equal in your traditional wear and fashion wear
- wear traditional dress, like saree or salwar kurta, esp. in rural areas
- follow the Indian rules
- learn the culture and values, like cooking style and behaviour towards relatives
- respect family ties
- learn the Gita Ramayana and other holy textbooks
- life guided by principles passed down from one generation to another
- accept the hierarchy in relationships and family structures
- become street-smart, which means to live with the system
- be religiously tolerant of other faiths
- become tactfully aggressive
- in spite of striving for more and more, be truly spiritual
- become apathetic and acquire an immunity to painful events
- become a fatalist
- be born here in the kharma

It is impossible to become an Indian

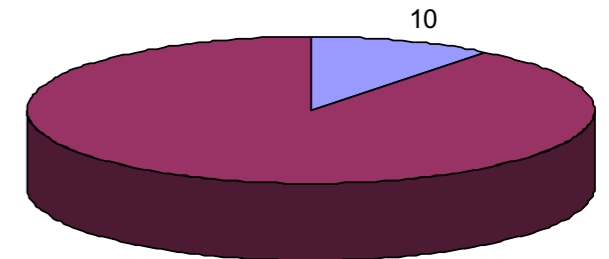


7 WAYS TO BECOME AN INDIAN

मतदान किजिए 7 तरीके से भारतीय बनेंगे



offensichtlich nicht so wichtig wie eine emotionale Verbundenheit mit der eigenen Kultur. Ich erlaube mir Vergleiche mit einer möglichen ähnlichen Umfrage in Deutschland und weiß, das die Antworten andere wären. Die Blicke des deutschen Publikums stimmen zu. Deutsche Leitkultur definiert sich anders. Uns fehlt das stolze Gefühl für das Eigene jenseits nationaler Parolen und Deutschlandkampagnen. In Bombay kreuzen nur zehn Leute an, dass es unmöglich sei, als Ausländer der indischen Kultur zugehörig zu werden. Meine Zweifel haben sich bestätigt. Der weißhaarige Mann im Straßenrestaurant sprach nur für sich.



■ it is impossible to become an Indian

Auckland. Neuseeland

Nach Indien ist Neuseeland wie ein Kulturschock, zurück in der westlichen Welt. Ich beobachte die gehetzten Gesichter auf den Straßen, den Kaufrausch der vorweihnachtlichen Stimmung und würde mich am liebsten in meinem Zelt verkriechen.

Tessa Giblin, die Kuratorin im Artspace, einem Haus für Gegenwartskunst, überrascht mich an einem regnerischen Nachmittag. Die Erzählung von meinem Zelt holt sie vom Computer weg. „Du musst unbedingt Daniel Malone treffen, der arbeitet ganz ähnlich wie Du“, sagt sie und ruft ihn sofort an. Fünf Minuten später bin ich zu einer Party eingeladen, die Daniel spontan für mich gibt. Ich backe einen deutschen Apfelkuchen und werde von einem riesigen Büffet überrascht. Jeder habe etwas mitgebracht, heißt es, während die ersten Platten aufgelegt werden. Ich lerne Daniel, Richard und Sriwana Spong kennen, die in Auckland ihr Atelier haben

The only thing people are
Leen that came
to my mind was shopping
because everyone ~~on~~ I had seen
on the streets was obviously
busy stop doing whatever
shopping. Well, why not?
So I wondered whether I should
get into the same thing -
putting up the tent as a
transform in
shop selling with the lust of
consumerism.

Trundler





KISS CARD
 → Give this card to a
 Hot Hot Boy and get
 a Hot Hot Kiss ←

und arbeiten. Bei ihnen kann ich meine ersten Beobachtungen der Konsumgeilheit loswerden. „Aber gerade damit spielen wir künstlerisch“, sagt Richard, „warum verkaufst Du nicht auch etwas in deinem Zelt?“, fragt er mich, und wir spielen mit der Idee einer mobilen Zeltgalerie. In den nächsten Tagen bin ich auf einigen Ausstellungseröffnungen unterwegs. Unabhängige, kleine Galerien und Projekträume sprießen in Auckland wie Pilze aus dem Boden. Ist das ein Zeichen des neuseeländischen wirtschaftlichen Aufschwungs? Ich frage Nick Spratt, einen der Mitbegründer des Projektraums rm103, in einem Bürohochhaus in bester Geschäftslage. Er erklärt mir, dass jeder Künstler für seine Ausstellungen selbst zahlt. Eine Jury trifft die Auswahl der Künstler, die ausstellen dürfen, und die zahlen entsprechend der Ausstellungsfläche und den Werbekosten zwischen 200 bis 800 Neuseeland-Dollar. Ich bin erstaunt und geschockt. Was von außen wie ein freie und selbstbestimmte Alternative zu professionellen Galerien aussieht, strukturiert sich innen streng nach wirtschaftlichen Maßstäben. Mir fällt Richards Frage wieder ein: Warum verkaufst Du nicht auch etwas in deinem Zelt? Die Aktion einer mobilen Zeltgalerie ist als kurzzeitige Intervention ein Gegenentwurf zum scheinbar gesättigten Kunstmarkt. Das Zelt als mobile Galerie bringt mich zugleich in die Position einer Kuratorin und Galeristin: Ich lade acht Künstler aus Auckland ein, kleine Objekte und Originale für die Galerie herzustellen. Daniel Malone und

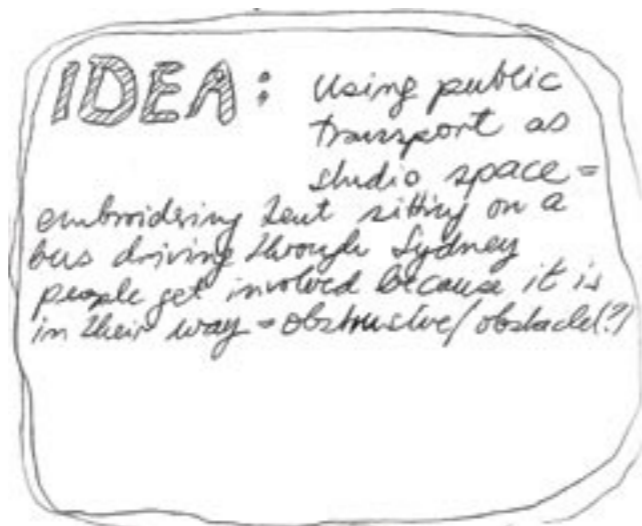
Richard Maloy sind auch dabei und entwickeln richtigen Ehrgeiz, sich gegenseitig mit Ideen auszustecken. Richards „kissing cards“ – schwarz lackierte, parfümierte Gutscheinkarten für Freiküsse – sind schon vor der Ausstellung der große Hit. Die mobile Galerie öffnet an zwei verschiedenen Orten in der Stadt: auf der Queens Road, der Hauptstraße, und später in einer Einkaufspassage, der St. Kevin’s Arcade. Es entsteht eine spontane Atmosphäre. Ein Werbeaufsteller informiert: „mobile gallery only today“. Viele vorbeilaufende Passanten schauen weg, andere sind neugierig und treten ins Zelt. Ben Tankard, einer der ausstellenden Künstler kommt auch und zeichnet mir seine Wunschversion der Galerie ins Tagebuch. „Flucht available“ schreibe ich darunter, denn seine Vorstellung scheint mir wie aus einem Werbeposter kopiert. Die Straßengalerie verkauft zu Straßenpreisen. Gespräche ergeben sich. Woher ich die Künstler kenne, fragt jemand, und warum Kunst sonst eigentlich so unendlich teuer ist. „Ja, von dem habe ich schon mal etwas in einer Galerie gesehen“, sagt ein junger Mann und kauft gleich zwei von Richards „kissing cards“. Mehr als die Hälfte des Galeriebestandes verkaufen wir an einem Tag, was entweder für den vorweihnachtlichen Kaufrausch der Leute spricht oder für die Akzeptanz einer wandernden Galerie. Tessa Giblin lacht, „So müsste es bei uns im Artspace laufen“, sagt sie und kauft eine der letzten „kissing cards“.



FLUCHT
 AVAILABE →

Sydney-Melbourne. Australien

Pendlerverkehr am frühen Morgen wie überall auf der Welt – auch in Australiens großen Städten pendeln Hunderte von Leuten jeden Tag zur Arbeit. Öffentlicher Verkehr ist ein bequemer Weg, um sich durch die überfüllte Stadt zu schlagen. Auf dem Weg ins Stadtzentrum von Sydney sitzt eine Frau neben mir im Bus, die einen riesigen Teppich strickt. Beigefarbener Bast hängt ihr vom Schoß bis auf den Boden. Meine Augen beobachten sie. Ich bin sofort fasziniert von der Idee, die öffentlichen Verkehrsmittel auch als mein temporäres Atelier zu nutzen. Einige Tage später tue ich es der Frau gleich und sitze mit einem „Daytripper“ Ticket im Bus und sticke. Das Zelt auf meinem Schoß. Ich will herausfinden, ob das Arbeiten in der Öffentlichkeit meine künstlerische Arbeit anders beeinflusst als der Rückzug ins abgeschiedene Atelier. Und das tut es! Das konstante Beobachtetsein lässt mich konzentrierter und fokussierter werden auf das, was ich gerade tue.



Meine Hände sticken. Mein Augenmerk liegt in meinen Fingerspitzen, weil Sticken eine sensible Sache ist. Das geschäftige Hin und Her um mich herum lässt mich ruhig werden. Der Rhythmus meiner Arbeit wird durch den Transportweg bestimmt: Zielloos fahre ich durch die Stadt. Endstation, Aussteigen, Einpacken, Umsteigen, Auspacken, weiter sticken. Vom Bus in die Straßenbahn, dann in die S-Bahn, um mit der Fähre zurückzufahren. Das Unterwegssein und Unterbrochenwerden von aussteigenden Passanten gibt meiner Arbeit eine Dynamik, die ich nicht bestimmen kann. In Melbourne wiederhole ich den gleichen Prozess und erlebe, dass die Leute spontaner und neugieriger sind. Ich werde angesprochen und befragt. Manche Fragen sind komisch, andere stoßen mich an wichtige Punkte. Wie diese alte Dame, die sich erst dafür entschuldigt, dass sie mich anspricht:

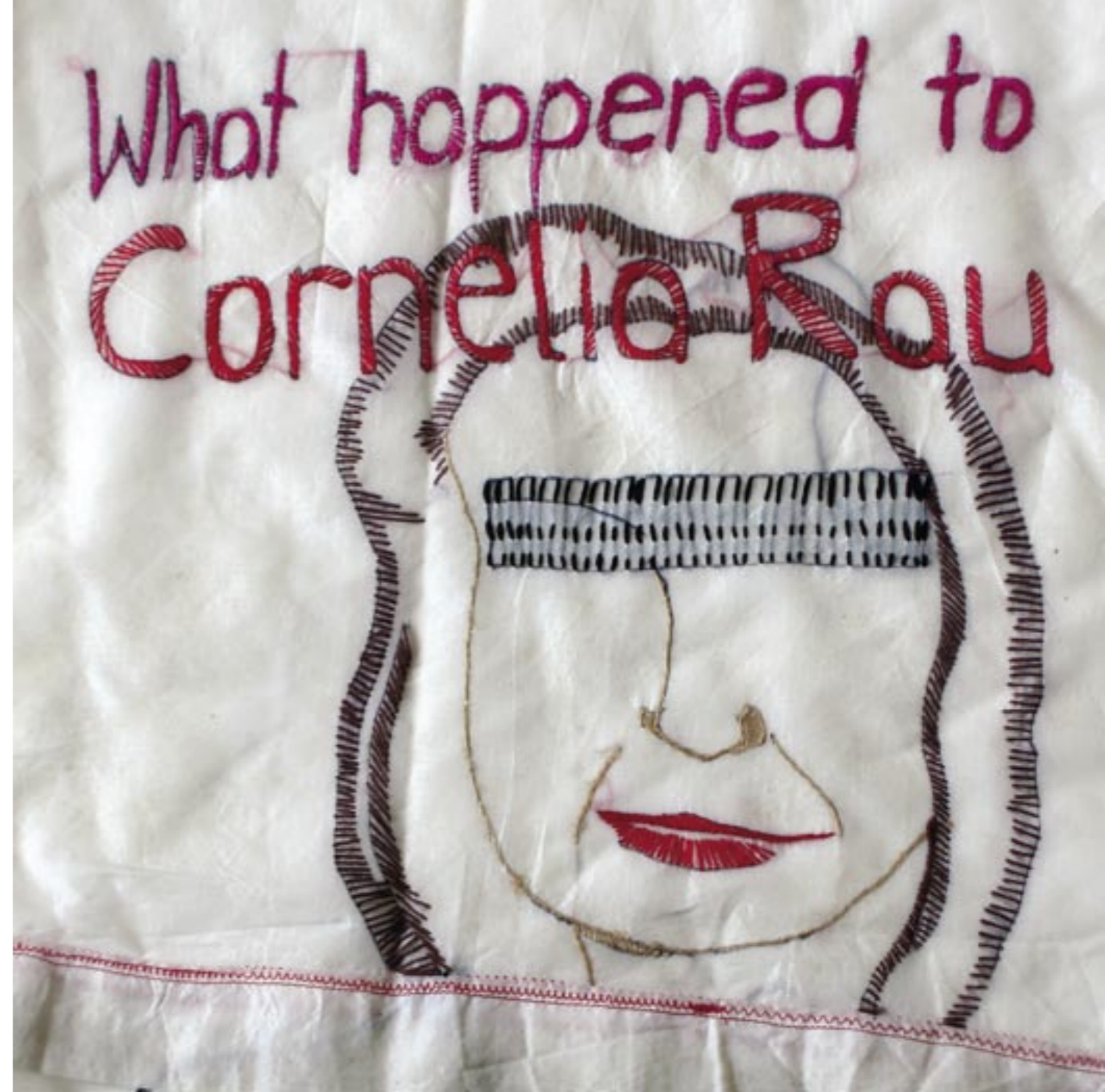


„Ich will ja nicht stören oder unhöflich sein, aber Sie können den Faden auch so nehmen.“ sagt sie, während sie mich beobachtet, wie ich versuche, einen der vielen Knoten zu lösen. Es stellt sich heraus, dass sie eine wahre Stickerei-spezialistin ist und mir noch andere Tricks zeigt, die ich in meinem Atelier nie bekommen hätte.

Is that not a model for artistic work in general transfer the process to the public realm and you're open for advice and help, which you'd never find isolated in your studio space.

ANGST VOR DEM FREMDEN
IST IM GRUNDE PROJIZIERTER
SELBSTHAß.

Café in Sydney. Vor uns liegt die Tageszeitung mit einem sehr verschwommenen Frauenportrait auf der Titelseite und berichtet von Cornelia Rau, einer deutschstämmigen Australierin, die zehn Monate in einem Internierungslager in Einzelhaft gefangen gehalten wurde, weil die Polizei sie für eine illegale Einwanderin gehalten hatte. Frau Rau, seit Jahren schizophren erkrankt, war bei ihrer letzten Behandlung aus einem Krankenhaus fortgelaufen. Ihre verwirrenden Äußerungen in einer so unverständlichen Sprache wie Deutsch brachten die Polizei dazu, sie zu verhaften. Als der Fall an die Öffentlichkeit gelangt, entlarvt er nicht nur die längst bekannte, aber immer wieder verdeckte Praxis der australischen Polizei, illegale Flüchtlinge auf unbestimmte Zeit in Internierungslagern festzuhalten und zu misshandeln. Er wirft auch die Frage auf, wie man in dieser Gesellschaft mit psychisch Kranken umgeht. Ich selbst werde in den folgenden Tagen immer wieder scherzhaft darauf hingewiesen, mit meinem deutschen Akzent vorsichtig zu sein, damit ich nicht aufgegriffen werde. So entgehe ich zwar knapp dem Flüchtlingslager, frage mich aber, wie ein angeblich fortschrittlich denkendes, demokratisches Land so mit Menschenrechten umgehen kann.

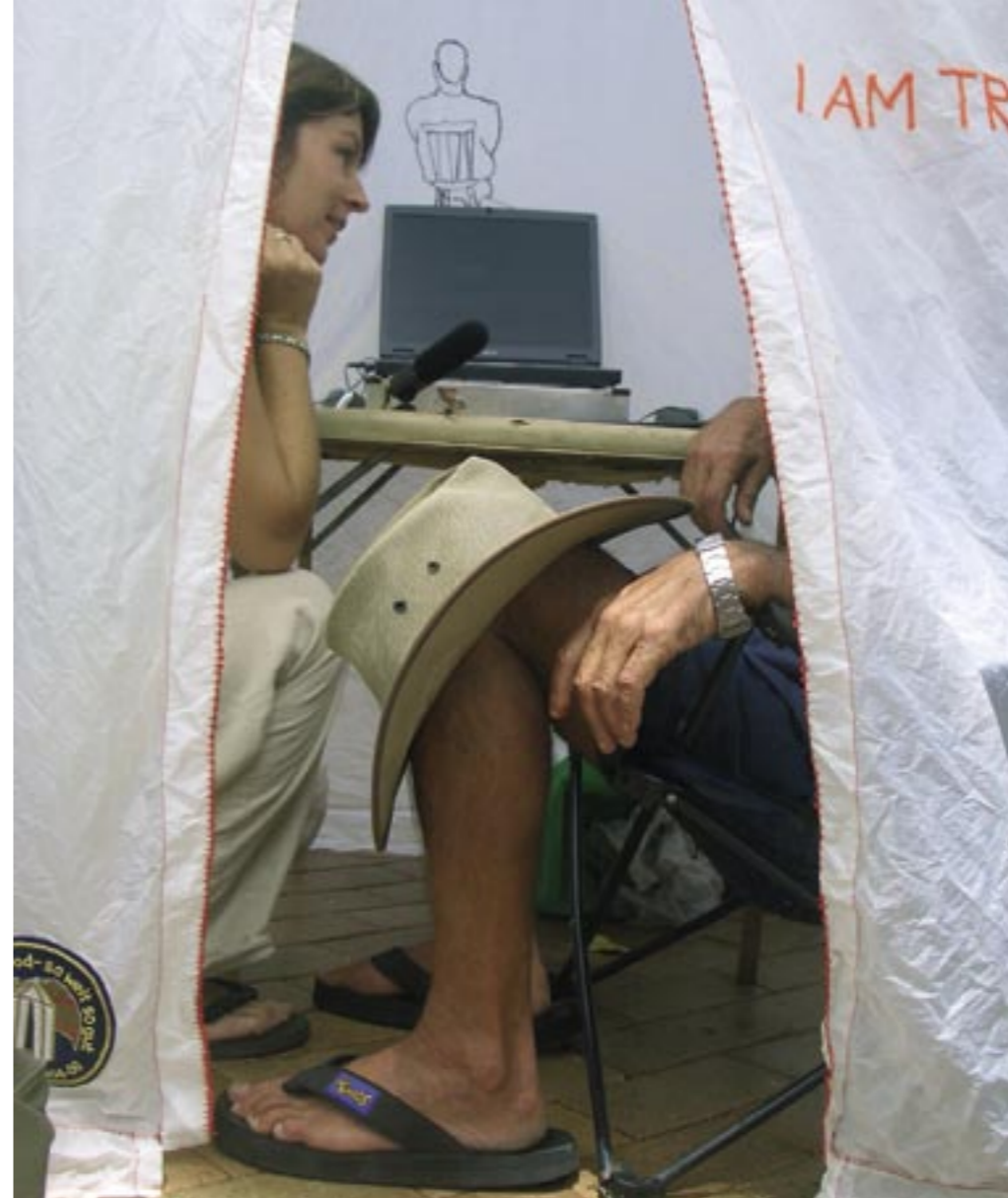


Darwin. Australien

Australien ist riesig. Aus 3000 Kilometer Entfernung erzähle ich Caroline am Telefon von meinem Plan, das Zelt in Darwin als Radiostudio zu installieren. Sie ist die Direktorin des 24hr Art-space, einer städtischen Galerie, und freut sich über meine Entschlossenheit. „Darwin wird oft unterschätzt. Wir sind multikultureller als der Rest Australiens, haben aber ganz andere Probleme. Du wirst sehen“, sagt sie, während draußen vor der Galerie obdachlose Aboriginals ihr Bier trinken. Sie ruft bei der Stadtverwaltung an und organisiert eine offizielle Genehmigung für die Aktion. Dass ich eine deutsche Künstlerin bin, die eine Sendung für ein Lokalradio in Istanbul machen will, scheint niemanden zu wundern. Darwin ist eine verschlafene Provinzstadt. Die große Einkaufspassage ist fast leer, als ich zwei Wochen später am frühen Morgen das Zelt am Rain-tree Park aufstelle. Mit groß kopierten Buchstaben kennzeichne ich die Aktion: Radio Recording Station Darwin-Istanbul. Erste Passanten fragen skeptisch: „Hat das etwas mit Islam zu tun?“



Was hat Darwin tatsächlich mit Istanbul zu tun? Was passiert, wenn zwei Städte, die in völlig verschiedenen Kultur- und Religionskreisen liegen, für einen Tag miteinander verbunden sind? Ein Campingtisch und zwei Stühle sind die Ausstattung des Radiostudios. Ein Mikrofon ist mit dem Laptop verbunden, ein Audioprogramm nimmt auf, was läuft. Vorbeilaufende Passanten sind eingeladen durch Geschichten, Interviews oder Fragen eine Radiosendung entstehen zu lassen, die am nächsten Tag in Istanbul ausgestrahlt wird. Mein erster Gast ist Stephanie, die ihren Bruder 1982 durch den Wirbelsturm Tracy verlor. Sie berichtet, wie sich Darwin seitdem verändert hat: „Früher kannte ich fast jeden hier. Jetzt komme ich selten in die Innenstadt, weil ich kaum jemanden kenne.“ Kate, eine Immobilienverkäuferin, kommt während der Mittagspause und ruft alle Frauen der Welt zur Solidarität und zum Kampf gegen den Krieg auf. Politisch brisant wird es immer wieder. Eine politische Aktivistin berichtet von ihrem ersten Besuch in Istanbul, wo sie kurdische Untergrundkämpfer kennen lernte. „Damals war ich eine junge Reisende und habe nicht viel verstanden. Aber dass ich heute aktiv in der Osttimorbewegung bin, hat vielleicht etwas mit diesen ersten politischen Erfahrungen in Istanbul zu tun.“ Ich bin überrascht von der spontanen Art der Leute, vor dem Mikrofon zu



*“If you can't get nothing in Turkey, why don't you come and live here in Australia? And don't worry... we can look after you. There are plenty of jobs here on cattle stations, there is plenty of work and there is big money to be earned, too. We don't really care where people come from as long as when they come here, they settle down and they don't bring their fancy religion or try and make us into something Islamic.”
(Dave, 56)*

ERWARTETE KEINE ANTWORTEN

sprechen und zu provozieren. Ich selbst habe anfangs Hemmungen, die mir vor allem durch Carla, ein zweijähriges Mädchen, genommen werden, die von ihrer Angst vor Hunden spricht. Desmond, ein Aboriginal, der sich zuerst nicht traut, etwas zu sagen, erzählt schließlich von den Schwierigkeiten mit der Polizei, die ihn fast täglich wegen Ruhestörung von der Straße verbannt. Währenddessen fährt draußen ein vergitterter Polizeiwagen vorbei und kontrolliert den Platz. Die verschlafene Stadt wacht mit jedem weiteren Interview mehr auf und ich sehe die verschiedenen Facetten des Alltags. Dave, ein Vietnam-Veteran singt ein Trinkerlied und lädt alle Türken ein, nach Australien zu kommen, solange sie nicht ihren Islam mitbringen. So mischen sich alltägliche Geschichten und Vorurteile mit politischen Diskussionen und stellen für einen Tag eine Verbindung zwischen zwei Städten her, die Welten voneinander entfernt liegen. Und es gibt mehr Verbindungen als man denkt.



*“Let all the women get together and stop the wars... no more wars! If they want to fight, let them go out into space or somewhere... but no more wars on earth.
Children are our most important resource.”
(Catherine, 49)*

“Some of the policemen are criminals too. They are corrupt. They are hassling people sleeping in public spaces. And most of us Aboriginal people, we are sleeping in public places because our ancestors have been sleeping under the Southern Cross for thousands and thousands of years. And they are trying to break that. But how can you break something that has always been? And they say it’s a lucky country, but I don’t think it’s a lucky country for a black man like me. I mean... we have been here and we never invited anybody, but the way that things are going... they make the rules, and we break them and get locked up... that’s the only way the police makes a living ...by arresting us and chucking us in prison.” (Desmond, 44)



Yogyakarta. Indonesien

Am Flughafen in Yogyakarta wartet ein langhaariger Punk mit seinem Moped auf uns. Ich kenne ihn nicht, doch er sagt, er bringt uns zu Taring Padi. Nach einer halbstündigen Moped-tour treffe ich Dodi wieder, den ich aus Dresden von einer Ausstellung des Kunsthauses kenne. Vertrautes Lachen und eine erste Nelkenzigarette. Am Abend kommen die anderen der Gruppe und ich lerne auch Manyjul besser kennen, der mich abholt hat. Gemeinsam packen wir das Zelt aus und bauen es auf. Daneben grillen die anderen Maiskolben. Es duftet nach Essen, als ich von dem Projekt erzähle und Fotos der letzten Stationen zeige. Als dann die ersten Flaschen Wein und Reisschnaps herübergereicht werden, steht bereits fest, dass wir gemeinsam ein Wayang entwickeln wollen, ein Schattenspiel in javanischer Tradition. Mit dem Zelt als dreidimensionaler Bildfläche wollen wir diese Tradition in einen zeitgenössischen Kontext übertragen.



Zum verabredeten Beginn einige Tage später ist kaum jemand da. Verschlafen kommt Manyjul um die Ecke und kocht erstmal einen Kaffee. Ich bin enttäuscht. Hier trifft deutsche Pünktlichkeit auf indonesische Gummizeit, wie die Javaner ihren Umgang mit Zeit gern beschreiben. Zwei Stunden später herrscht dann doch Arbeitsatmosphäre. Alle sind da und zeichnen, schneiden oder sägen an Figurentwürfen. Auch die Nachbarkinder sind gekommen, um mitzumachen. Wilde Figuren entstehen, viele in der für Taring Padi typischen comicartigen Tiersymbolik. Englisch ist unsere gemeinsame Arbeitssprache, aber oft bleiben die Worte im Hirn stecken und wir gestikulieren mit Händen oder einfach mit einem Lachen. Ich bin erstaunt, wie aus Abfallresten und Pappkartons die merkwürdigsten, filigranen Puppen geschnitten und gebunden werden. Meine Figur bekommt eine Punkfrisur und bewegliche, gestikulierende Arme. Taring Padi heißt übersetzt die Spitze des Reiskorns, und während wir die Puppen mit Holzstäben zusammensetzen, trocknen die Dorfbewohner nebenan auf einem Platz ihren Reis in der Sonne. Es ist heiß. Wir trinken Kopi Tubruk, einheimischen Kaffee, und keiner weiß, was für eine Geschichte das Wayang erzählen soll. Diese Unverkramptheit im Umgang mit der eigenen Arbeit fordert mich heraus. Zwei Abende später ist klar, dass das Zelt die Geschichte vom Zelt erzählt: Das Schattenspiel verbindet die Stationen in den verschiedenen Ländern.



so far so good



Nadin Reschke Kindlimann
kerjasama
Taring Padi

3 April 2005
Pukul. 18.30
Tempat. Taring Padi
Jl. Parangtritis Km. 6.5
Sewon Jogjakarta

PERFORMANCE WAYANG TENDA

Dalang. Yustoni Volunteero

Die nächsten Tage übersetze ich meine Erinnerungen ins Englische. Toni Volunteero, unser leichtlebiger Dalang, schreibt mit und übersetzt ins Indonesische. Dann wiederum spricht er Teile in Javanisch. Ich verstehe gar nichts mehr und frage mich, was für eine Geschichte am Ende dabei herauskommt.

Ein Wayang beginnt traditionell bei Sonnenuntergang, wenn die Geister und Schatten der Götter erwachen. Als die ersten Kerzen brennen, füllt sich der Reisplatz mit Familien aus der Nachbarschaft. Wir haben neben anderen Künstlern vor allem das Dorf eingeladen.

Die Kinder rennen aufgeregt herum, während die Band noch die letzten Musikinstrumente aufbaut. Es liegt etwas Magisches in diesem Moment, der die Arbeit der letzten Wochen zusammenbringt. Ich bin aufgeregt, obwohl ich doch Zuschauerin des eigenen Stücks werde. Mit einem Trommelschlag geht es los. Die Schatten fangen an zu leben, der Dalang taucht mit seiner Stimme ganz in die Geschichte ein. Tina, eine deutsche Journalistin, sitzt als Übersetzerin neben mir. Das, was ich auf deutsch verstehe, ist eine neue Geschichte.





Singapore

Singapur erscheint wie ein glitzernd verheißungsvolles Paradies des Kommerz. Shop ´til you drop! Ein Hochhaus übertrifft das andere und alles glänzt wie frisch erbaut. Kulissenhafte Zukunftsvisionen, in denen der Mensch selbst zur Attrappe wird. Wer nicht einkaufen will, sucht nach anderen Nischen. In Little India, einem kleinen, indisch geprägten Stadtviertel entdecke ich Flohmärkte, Künstlerateliers und Leute, die auch am Nachmittag schon mal ein Bier trinken und Ideen entwickeln, die jenseits von Bruttosozialprodukt und Gewinnmaximierung liegen. Dort liegt auch p10, ein Kunst- und Projektraum, der auch regelmäßig ausländische Künstler einlädt, ihre Arbeiten und Ansätze vorzustellen. Tien und Jennifer, beide Initiatoren von p10, laden mich ein, das Zelt zu präsentieren. Der kleine Raum ist voll, als ich bei einem Vortrag Bilder des Projektes zeige. Dabei diskutieren wir auch eine mögliche Zusammenarbeit. Mein Vorschlag, das Zelt als mobile Interviewstation zu installieren und Künstler zu ihrer spezifischen Arbeitsweise in

Singapur zu befragen, wird skeptisch aufgenommen. Warum gerade hier, fragen einige. Ich erzähle von meinem Eindruck, dass der politische und geografische Kontext der Stadt die Künstler mit erhöhten Schwierigkeiten konfrontiert. Singapur wirkt auf mich wie ein enormer Hochdruckkessel, der von Videokameras überwacht wird. Die Reaktionen auf meine Wahrnehmungen sind sensibel. Einige fühlen sich angegriffen. Eine Gruppe fordert, dass die Interviews anonym geführt werden, um die Integrität der Befragten zu wahren. Andere geben zu bedenken, dass das Zelt als offene Konstruktion nicht genug Intimität und Abgeschlossenheit in der Interviewsituation schaffen kann, um Hintergründe und Zweifel am hiesigen Kunstmarkt offen zu diskutieren. Immer deutlicher wird für mich ein Zwiespalt und eine ablehnende Haltung gegenüber der Aktion. Es ist, als ständen wir auf verschiedenen Baustellen. Eine Zusammenarbeit entwickelt sich nicht. Ist es die Videokamera, die uns überwacht?



if it is all not
too much

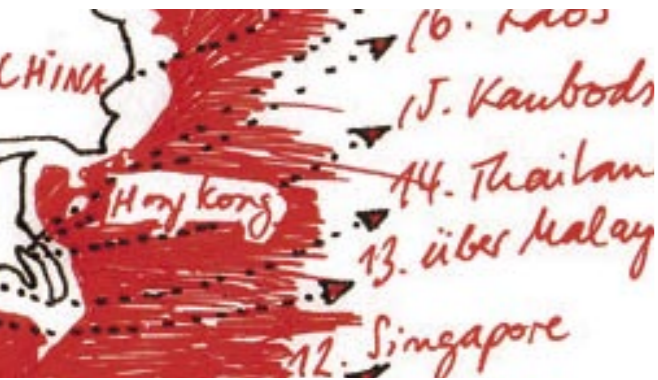


Kuala Lumpur. Malaysia

Ich besuche die indonesische Künstlerin Arahmaiani im Künstlerhaus Rimbun Dahan, einer privaten Kunststiftung der Familie Hijjas. Riesige Gärten, ein Swimming Pool und ehrgeizige offene Architektur in einem eher armen Landstrich außerhalb der Millionenstadt Kuala Lumpur erwarten mich. So kann Kunstförderung also auch sein. Angela Hijjas, eine Australierin, die diese Stiftung zusammen mit ihrem einheimischen Mann vor einigen Jahren initiiert hat, lädt mich ein, das Zelt in ihrer Galerie aufzuschlagen und das Projekt an einem Samstag Nachmittag vorzustellen. Ich verbinde die Präsentation mit einer Performance und lade die anwesenden Künstler und Gäste ein, sich am fortlaufenden Stickereiprozess zu beteiligen. Dabei arbeiten immer zwei Leute zusammen, die sich mit der Nadel auf dem Stoff treffen: Ein Partner im Zelt, der andere außen. Ohne Sichtkontakt bleibt nur die visuelle Verständigung durch das Gestickte und das Vertrauen auf den



oftmals unbekanntem Partner. Die entstehenden Stickereien sind spontan und von ganz neuer Ästhetik. Wir wiederholen die Performance einige Tage später in Kuala Lumpur. Das urbane Setting am Straßenrand schafft eine andere Mischung des Publikums. Es kommen vor allem Studenten. Es wird viel gelacht und der Prozess entwickelt sich dynamischer. Eine ganze Nacht sticken, trinken und diskutieren wir. Es geht um Freiheit innerhalb enger Grenzen, in einem Land, das sich zwischen der muslimischen und westlichen Welt bewegt. Die Stickereien spiegeln diese soziale und politische Situation wider und sind wie ein Kaleidoskop ihrer aktuellen Erfahrungen.







Vietnam – das ist Sozialismus auf der Oberfläche und darunter kapitalistische Gewinnmaximierung: rote Fahnen und Banner auf allen Straßen und Ho Chi Minh wird als Volksheld verehrt, doch Marktwirtschaft und Konkurrenz beherrschen den Alltag. Dem proklamierten Staatsfeind wird auf weißem Tischtusch serviert – natürlich nur solange er zahlt, versteht sich. Ein Land im Übergang vom kontrollierten Fünf-Jahresplan zur freien Marktwirtschaft. „Heute kannst Du alles machen!“ sagt Thanh, ein Künstler, den ich in Hanoi kennen lerne. „Die Regierung kann uns nicht mehr den Mund verbieten. Vor fünf Jahren hätten wir hier nicht zusammen sitzen können. Um Dich mit deinem Projekt einzuladen, hätte es unzählige Genehmigungen und Parteikontrollen gebraucht.“ In der Ryllega Gallery, einem experimentellen Kunstraum, den Künstler wie Thanh im Zuge der Öffnung des Landes initiiert haben, stelle ich das Zelt auf. Draußen rauscht der



EMBROIDERY



Verkehr vorbei. Wir sitzen auf kleinen Bambushockern dicht gedrängt ums Zelt und reden. Es entsteht eine spannende Diskussion um den Raumbegriff. Wieviel Platz braucht ein Mensch? Hoang, ein junger Hanoier Künstler sagt, das Zelt erscheine ihm riesig groß. Ich habe es entsprechend meinem persönlichen Raum, der Spannweite meiner ausgestreckten Arme, entworfen. Thanh lächelt: „Ihr habt Platz in Europa!“ Der Umgang mit Raum in Asien ist anders. Ganze Familien leben in einem Zimmer und der persönliche Platz, den jemand für sich beansprucht, ist minimal. Hoang meint, wenn das Zelt hier entstanden sei, wäre es nur ein Bruchteil so groß. Ich stimme zu, denn auch ich habe mich an wenig Platz gewöhnt.



Auf dem Mopedtaxi unterwegs in Hanoi heißt, an jeder Kreuzung im Smog zu stehen. Die Frauen tragen Gesichtsmasken, um sich zu schützen. Mittendrin die vielen Lottoverkäufer, die ihre kleinen Klapptische an jeder Straßenecke aufstellen. Sie sitzen den ganzen Tag im Verkehr und verkaufen das Glück. Die Chance des schnellen Gewinns – mit ein paar Zahlen den großen Coup zu landen, scheint ein Traum vieler Leute hier zu sein. Trotzdem kennt keiner jemanden, der wirklich schon mal den Jackpot geknackt hat. Vietnam entwickelt sich rasant. Konsumrausch und Gewinnmaximierung scheinen für viele Vietnamesen Sinnbild für den Anschluss an die westliche Welt zu sein. Glück

und Zufriedenheit waren immer Grundsäulen der Lebensweisheit in Asien, aber sie kommen nicht vom Geld allein. Warum also nicht LOTTO FOR MORE, ein Spiel jenseits des Reichtums spielen? Es spielt mit der Sehnsucht nach Werten jenseits der Geldwerte, nach dem Unverkäuflichen, dem Glück, das man doch wieder kaufen kann? Das Zelt wird zur Verheißung des Glücks. Die Lottoscheine trügen, es ist kein Geld zu kriegen. Ich versuche, einige Lottoverkäufer von der Straße ins Zelt zu locken, dass sie hier meine Lottoscheine verkaufen. Keiner traut sich. So bleibt es bei der Sehnsucht, der Sehnsucht nach dem großen Glück.



Dresden, Deutschland

Zurück in Dresden wird das Zelt zum Ausgangspunkt einer Ausstellung im Kunsthaus Dresden. Es geht um das Reisen und wir suchen lange nach einem Titel, der die Gefühle von Sehnsucht nach Fremde und Heimweh zusammenbringt. Bei der Schweizer Krankheit werden wir fündig. Sie stammt aus dem 17. Jahrhundert und wurde von dem Baseler Arzt Johannes Hofer zuerst als Bezeichnung für das Heimweh bei Schweizer Söldnern beschrieben. Hofer kam zu dem Schluss, dass das Heimweh Ausdruck der Verletzung einer vertrauten Vorstellungswelt sei. Durch die Wiederbegegnung mit Bildern, Tönen und anderen Sinneseindrücken wurden Symptome ausgelöst, die nach damaliger Vorstellung von schwerer Melancholie bis zum Tode führen konnten. Heimweh hatte ich auch, vor allem während der letzten Wochen des Projektes und so stimme ich dafür, die Show „SCHWEIZER KRANKHEIT + die Sehnsucht nach der Ferne“ zu nennen. Ausgehend von

meinem Projekt greift die Ausstellung diese Überlieferungen auf und verbindet sie mit einem weiteren Bild: dem Fernweh. Es kommen Arbeiten von fünfzehn Künstlern zusammen, in denen das Reisen eine zentrale Rolle spielt. Von Joseph Beuys Reise 1974 in die USA und seiner Begegnung mit dem Koyoten, über Raffael Rheinsbergs Erfahrungen in der Transsibirischen Eisenbahn 1984, bis hin zu Lisl Pongers Weltreise durch ihre Heimatstadt Wien 1991/2004 spannt sich ein Bogen, an dessen Ende sich die Kategorien von Heimat und Fremde unter anderem durch die Lebenswirklichkeit von Migration auflösen.

Erst während des Aufbaus wird mir klar, dass das Zelt zurück in einem „White Cube“ der europäischen Kunst ist. Es erscheint plötzlich mehr als Objekt denn als begehbare Raum und erzählt von dem, was passiert ist. Eine rein dokumentarische Präsentation soll es nicht werden. Tina Beifuß und Maja Linke, die beiden Mitkuratorinnen der Ausstellung helfen mir über die leisen Zweifel, das Zelt überhaupt in einem normalen Galeriekontext zu zeigen. Ich merke, wie weit ich mich vom deutschen Kunstbetrieb weg bewegt habe, dass ich andere Wege mit dem Zelt gegangen bin. In den großen Fenstern spiegelt sich die Straße gegenüber und ich habe das Gefühl, ankommen zu wollen. Denn wie Christiane Mennicke in der Eröffnungsrede sagt, „Reisen führen nicht nur in die Ferne. Die Bilder vom Fremden stellen sich immer wieder auch als die eigenen heraus.“



Mein herzlicher Dank gilt: STAFETA (Heide Hinrichs, Regina Weiss, Susanne Hanus, Karen Weinert), Constanze von Marlin, Karola Thomas, Ulrike Grossarth und ihre Klasse an der HfBK, Christiane Mennicke, Dresden / Adele Eisenstein, Hints institute for public art, Hajni Somogyi und Katharina Secvic, Bianca Otero, Budapest/ Pelin Tan, Secil Yersel, Gunes Gavas und Ozge Accikol von Oda Projesi, Platform Garanti, Istanbul / Sener Özmen, Diyarbakir / Bita Fayyazi, Ahmad Nadalian, Teheran / Sharmila Samant und Tushar Archana von Open Circle, Kausik Mukhopadhyay und Mohua Ray, Dr. Schabert, Max Mueller Bhavan, Bombay / John Bywater, Tessa Giblin vom ArtSpace, Daniel Malone, Richard Maloy und Sriwana Spong, Auckland / Kylie Wilkonson und Damien Lawson, Michael Lee, Sydney / Tom Nicholson, Melbourne / Kay, Colin und Sephanie Brown, Alendil Archer und Caroline, 24hr Artspace, Darwin / Tina Schott und Setulegi, Taring Padi, Jogjakarta / Goetheinstitut Jakarta / Tien Wei Woon und Jeniffer von p10, Warren, Lina Adam und Jeremy Hiah von Artist Village, Singapore / Arahmaiani, Familie Hijas, Rimbun Dahan / Razman, Kuala Lumpur / Phra Noa Yottadhammo, Chiang Mai / Phouc und Minh Thanh, Ryllega Gallery, Huynh Thi Thu Huong, Goetheinstitut Hanoi /
und vor allem danke ich Daniel Kindlimann für seine tägliche Unterstützung und liebevolle Bereitschaft, alle Wege mitzugehen.

© Bilder und Texte: N. Reschke Kindlimann, 2006



MEMORY RAIN IN PUDU

a note from prison

26 of March 2005